

Elsbeth Dangel-Pelloquin

## Fuchs und Storch

### Zu einem Motiv deutsch-französischer Verständigung bei Madame de Staël, Goethe und Hofmannsthal

*Rudolf Hirsch in dankbarer Erinnerung\**

Oft sagte er aus dieser Stimmung heraus: ›Unser Gespräch mit Franzosen bleibt doch immer das Bankett des Fuchses mit dem Storch – ewiges Mißverständnis.‹<sup>1</sup>

Die Quelle dieses von Hofmannsthal – laut Zeugnis von C. J. Burckhardt – häufig zitierten Vergleichs der Deutschen und Franzosen mit dem Verhältnis der beiden Tiere zueinander ist bekannt; es ist die Fabel La Fontaines: »Le Renard et la Cigogne«, die ihrerseits auf Äsop und Phaedrus zurückgeht. Weniger bekannt ist dagegen, daß Hofmannsthal die Fabel nicht als erster auf die beiden Völker bezogen hat, sondern daß er den Vergleich bereits bei Madame de Staël und bei Goethe vorfinden konnte. Es ist reizvoll, die jeweiligen Ausführungen miteinander zu konfrontieren und an der unterschiedlichen Akzentuierung des Vergleichs nicht nur die kulturellen Positionen der Autoren abzulesen, sondern zugleich verschiedene Spielarten des Fremdverstehens kennenzulernen.

Zunächst die Fabel La Fontaines:

Compère le renard se mit un jour en frais,  
Et retint à dîner commère la Cigogne.  
Le régal fut petit, et sans beaucoup d'apprêts:  
    Le Galand pour toute besogne  
Avait un brouet clair (il vivait chichement).  
Ce brouet fut par lui servi sur une assiette  
La cigogne au long bec n'en put attraper miette;

\* Dieser Beitrag war Rudolf Hirsch zum 90. Geburtstag zugeeignet.

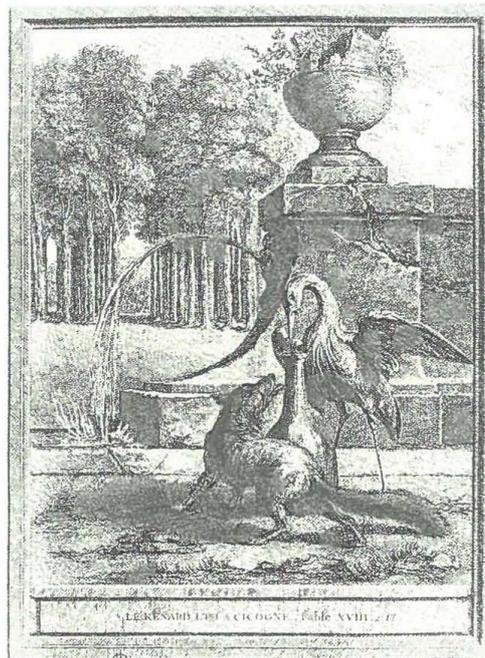
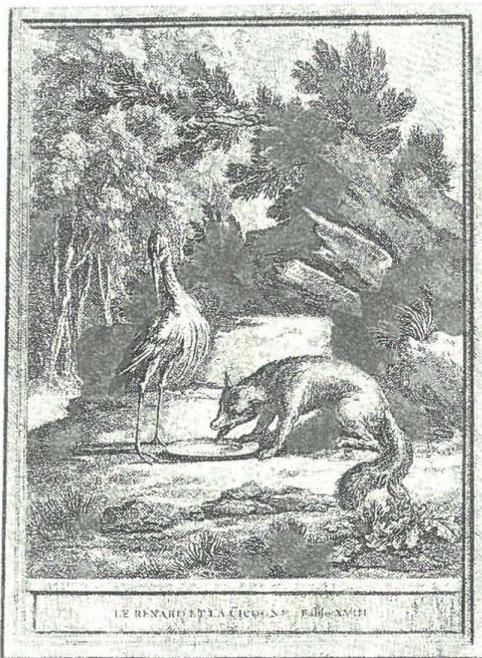
<sup>1</sup> Carl J. Burckhardt, Erinnerungen an Hofmannsthal. In: Ders., Gesammelte Werke. Bd. 4. Bern, München, Wien 1971, S. 53.

Et le Drôle eut lapé le tout en un moment.  
 Pour se venger de cette tromperie,  
 A quelque temps de là, la Cigogne le prie.  
 Volontiers, lui dit-il; car avec mes amis  
     Je ne fais point cérémonie.  
 A L'heure dite, il courut au logis  
     De la Cigogne son hôtesse;  
     Loua très fort la politesse;  
     Trouva le dîner cuit à point.  
 Bon appétit surtout; Renards n'en manquent point.  
 Il se réjouissait à l'odeur de la viande  
 Mise en menus morceaux, et qu'il croyait friande.  
     On servit, pour l'embarrasser  
 En un vase à long col, et d'étroite embouchure.  
 Le bec de la Cigogne y pouvait bien passer,  
 Mais le museau du Sire était d'autre mesure.  
 Il lui fallut à jeun retourner au logis,  
 Honteux comme un Renard qu'une Poule aurait pris,  
     Serrant la queue, et portant bas l'oreille.  
     Trompeurs, c'est pour vous que j'écris:  
     Attendez-vous à la pareille.<sup>2</sup>

Dieses kleine Beziehungsdrama setzt die beiden Tiere – wie immer bei La Fontaine – in eine differenzierte soziale Spannung. Die Anrede »compère« und commère« läßt auf ein vertrautes nachbarliches Verhältnis schließen. Während aber der Storch bescheiden auf dieser Stufe verharrt, erfährt Gevatter Fuchs, der vom ersten Wort an die Starrolle besetzt und aus dessen Perspektive berichtet wird, einen bedeutenden sozialen Aufstieg. Mit dem »galand« werden ihm bereits höfische Qualitäten attestiert; Höhepunkt seiner Nobilitierung ist dann der dem König vorbehaltene Titel »Sire«, verbunden mit dem Hinweis auf die (wahrhaft königlichen) Ausmaße seines Mauls. Diese sind indessen gerade der Grund dafür, daß er nüchtern und gedemütigt nachhause gehen muß, wodurch sich im Nachhinein auch der Titel als Anmaßung entlarvt; übrig bleibt am Schluß nur der sprichwörtlich gewordene betrogene Betrüger, als der der Fuchs auch andere Fabeln La Fontaines bevölkert.

<sup>2</sup> La Fontaine, Oeuvres complètes. Edition établie, présentée et annotée par Jean-Pierre Collinet. Bd.I: Fables, contes et nouvelles. Paris 1991, S. 57.

La Fontaines Fabeln wurden von Anfang an nicht nur als Darstellung menschlicher Eigenschaften, sondern als Allegorisierungen des gesamten Gemeinwesens interpretiert. Die Fabeltiere auf Nationen als Ganzes zu beziehen, ist indessen nur möglich, wenn überhaupt ein faßbarer und kohärenter Nationalcharakter vorausgesetzt wird, und wenn die Überzeugung besteht, daß die geistige Physiognomie einer kulturellen Gemeinschaft klare Konturen erkennen lasse. Diese ganzheitliche methodische Fragestellung in Bezug auf die kulturellen nationalen Einheiten war für Goethe und Madame de Staël selbstverständlich und wurde in der geistesgeschichtlichen Perspektive der zwanziger Jahre weitertradiert.<sup>3</sup>



Illustrationen aus: La Fontaine. Fables choisies. Paris: Desaint et Saillant, 1755–1759

Liest man die Fabel La Fontaines in der von Madame de Staël gewiesenen Interpretationshypothese, in den beiden Tieren die Allegorisierung zweier Nationalcharaktere zu sehen, so offeriert der Text allerdings eine überraschende Fülle von Verweisen, von sinnbildhaften Verkürzungen einer weitreichenden Beziehungsgeschichte. Nicht der

<sup>3</sup> Hier ist besonders der Romanist Karl Vossler zu nennen, der in den zwanziger Jahren einen weitreichenden Einfluß auf Hofmannsthals Frankreichbild hatte.

betrügerische Aspekt an der gegenseitigen Einladung interessiert allerdings in dieser Konstellation, sondern die Grundthese der Fabel, daß der eine vom anderen nichts genießen könne wegen der Verschiedenartigkeit der Eßgeschirre, das heißt, wegen der unterschiedlichen kulturellen Gestaltungs- und Rezeptionsformen. So gesehen, handelt die Mahlzeit von Fuchs und Storch vom Verstehen des Fremden, der traditionellen Aufgabe der Hermeneutik, und von der Erfahrung eines unüberwindbar Befremdlichen, das diesem Verstehen dauerhaft beigemischt ist.

Die drei verschiedenen Anwendungen der Fabel auf die beiden Nachbarvölker sind pikanterweise von jeweils Befangenen vorgenommen: Füchse schreiben über Störche, Störche über Füchse. Zugleich aber melden sich mit Madame de Staël, Goethe und Hofmannsthal drei Autoren zu Wort, die sich in herausragender Weise um die je andere Kultur verdient gemacht haben, wobei sicher auch die Außenseiterposition der protestantischen Genferin im französischen und des katholischen Österreicherers im deutschen Kulturkreis zu diesem Engagement beigetragen haben mag.<sup>4</sup>

Alle drei Autoren verteilen die Tiere in der gleichen und evidenten Weise auf die beiden Nationen – bei Goethe explizit, bei Madame de Staël aus dem Kontext entnehmbar und bei Hofmannsthal unausgesprochen. Diese Zuordnung, die auf nationalen Stereotypen beruht, liegt bereits nahe durch die auch für die Fabel maßgebende emblematische Tradition der Tiere, in welcher der Fuchs für höfische Raffinesse steht, der Storch dagegen als häuslich und fromm gilt. Hinzu kommt, daß dem Fuchs das Erdreich, Raum der Praxis und der sinnlichen Erfahrung, dem Storch das Reich der Lüfte, seit jeher privilegierter Raum der »tatenarmen und gedankenvollen« Deutschen, zu steht.<sup>5</sup> Besonders die jedem Tier beigegebenen Eßgeräte betonen die

<sup>4</sup> Besonders Madame de Staëls Rousseauismus machte sie für Deutschland empfänglich; bei Hofmannsthal rückt der gesellige Aspekt Frankreichs als ein Korrektiv Preußens nach dem Krieg zunehmend an die Leerstelle der »österreichischen Idee«.

<sup>5</sup> Friedrich Hölderlin, An die Deutschen. In: Ders., Sämtliche Werke. Hg. von Friedrich Beissner. Bd. 2. Stuttgart 1951, S. 9. Der Topos ist in unzähligen Zitaten überliefert. Vgl. dazu Germaine de Staël nach einem Jean Paul-Zitat: »l'empire [...] de la terre aux français, et celui de l'air aux Allemands«. In: De L'Allemagne. Paris 1968. Bd. 1, S. 57. Ferner Heinrich Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen. Caput VII. In: Ders., Sämtliche

emblematische Struktur, die Fabel und Deutung verbindet. Der Teller, auf dem der Fuchs die Suppe reicht, macht die Speise sichtbar, ein Sichtbares, das zudem – als »brouet clair« – auf die »claritas« der französischen Verstandeskultur verweist. Der Becher des Storches dagegen umhüllt die Speise und läßt sie in einer unzugänglichen Tiefe verschwinden, womit das stereotype Stichwort deutscher Eigenart genannt ist, das noch Hofmannsthal vielfach anführt.<sup>6</sup> Auch die ironische Nobilitierung des Fuchses gewinnt auf der Basis der Nationalitätenhypothese eine neue Nuance: Sein herablassender Verzicht auf Zeremonien und die dann doch erfolgenden Schmeicheleien, die er seiner Gastgeberin angedeihen läßt, sind angemessene Verhaltensweisen des höfisch versierten Franzosen gegenüber den unzeremoniösen, ungelenken, mit höfischer Feinheit unvertrauten Deutschen.

Schließlich entspricht sogar die Reihenfolge, in der sich die Tiere gegenseitig einladen, der historischen Abfolge, in der die beiden Nationen voneinander gelernt haben und jeweils am Tisch des andern, so gut es eben ging, mitzuhalten versuchten: dem französischen Einfluß auf die deutsche Literatur im 17. und frühen 18. Jahrhundert und der umgekehrten Einflußnahme nach 1800, die gerade mit dem Buch der Madame de Staël ihren Anfang nahm.

#### I Madame de Staël und Weimar

Madame de Staël zitiert die Fabel La Fontaines in »De L'Allemagne« zu Beginn des zweiten Teils ihres Buches, der von der deutschen Literatur und Kunst handelt. Das einleitende Kapitel trägt den bezeichnenden Titel »Pourquoi les Français ne rendent-ils pas justice à la littérature allemande?«. Es stellt den Versuch dar, über Vorurteile und Sprachkenntnis der Franzosen hinaus nach den prägenden Differenzen zu fragen, die eine französische Rezeption der neueren deutschen Literatur verhindern. Die Schlußsätze des Kapitels lauten:

Les hommes de génie de tous les pays sont faits pour se comprendre et pour s'estimer; mais le vulgaire des écrivains et des lecteurs allemands et

Schriften. Hg. von Klaus Briegleb. Bd. 4. München 1978, S. 592f.: »Wir aber besitzen im Luftreich des Traums / Die Herrschaft unbestritten«.

<sup>6</sup> Vgl. z. B. GW RA II, S. 34., GW E, S. 650 und 654.

français rappelle cette fable de La Fontaine où la cigogne ne peut manger dans le plat, ni le renard dans la bouteille. Le contraste le plus parfait se fait voir entre les esprit développés dans la solitude et ceux formés par la société. Les impressions du dehors et le recueillement de l'âme, la connaissance des hommes et l'étude des idées abstraites, l'action et la théorie donnent des résultat tout à fait opposés. La littérature, les arts, la philosophie, la religion des deux peuples attestent cette différence; et l'éternelle barrière du Rhin sépare deux régions intellectuelles qui, non moins que les deux contrées, sont étrangères l'une à l'autre.<sup>7</sup>

Diese Sätze geben Zeugnis von Madame de Staëls Verfahren, das ihr ganzes Buch strukturiert: In einer Reihe von Oppositionspaaren werden typische Unterschiede der jeweiligen Nationalcharaktere gegenübergestellt: Gesellschaft bzw. Geselligkeit gegen Einsamkeit bzw. Individualität, Außenwelt gegen Sammlung, Menschenkenntnis gegen abstrakte Ideen und Praxis gegen Theorie. Die Textstelle sowie das vorangehende Kapitel, dessen krönender Abschluß sie ist, sind als konzentrierte Kurzfassung des Buches zu lesen. Niemand hat so sehr wie Madame de Staël die beiden Nationen auf gegensätzliche Entsprechungen festgelegt, wobei auf französischer Seite die Geselligkeit, die festen, von einem anspruchsvollen Publikum diktierten Geschmacksregeln der Kunst und die auf Klarheit ausgerichtete cartesianische Verstandeskultur als Trias das Zentrum der nationalen Charakterisierungen bilden, auf deutscher Seite dagegen die Einsamkeit und Individualität des Künstlers, seine Unabhängigkeit von festen Regeln und vom Publikum, schließlich seine metaphysische Tiefe, die Madame de Staël zu dem bon mot vom ›Volk der Dichter und Denker‹ angeregt hat. Wenn auch Goethe bereits die Staelschen Oppositionsreihen mit nachsichtigem Spott behandelte, so sind seine Äußerungen über die Franzosen doch von den gleichen Grundgedanken geprägt, die sich dann auch bei Hofmannsthal wiederfinden lassen, der Madame de Staëls Buch schon früh gelesen hat.<sup>8</sup> Das Buch ist geradezu ein Kompendium deutsch-französischer Differenzen und ist auch so rezipiert worden, bis hin zu den Schullehrbüchern des 19. und 20. Jahrhunderts, die gerade die Tradition der Fabeltiere als grob

<sup>7</sup> Madame de Staël, *De l'Allemagne I* (Anm. 5), S. 163.

<sup>8</sup> Hofmannsthal zitiert Madame de Staël in seiner Studie über Victor Hugo. *GW RA I*, S. 294f.

schematisierte Allegorien nationaler Klischees weiterhin in Ehren hielten.<sup>9</sup>

Die scharfe Kontrastierung beider Völker bei Madame de Staël geschieht indessen gerade nicht in der definitiven Betonung der Differenzen, sondern in der erzieherischen Absicht, den Franzosen neue Impulse aus dem angeblich zurückgebliebenen Deutschland zu vermitteln.<sup>10</sup> Die Stoßrichtung der Ausführungen Madame de Staëls ist aus dieser Intention zu verstehen. Das Buch, von dem Napoleon sagte, es sei kein französisches,<sup>11</sup> und das er für so gefährlich erachtete, daß er es einstampfen ließ, will nichts weniger als die Erneuerung der französischen Kultur aus dem Geiste der deutschen. Der tätige Verstand der Franzosen, der sie unter Napoleon zu den illegitimen Herren Europas machte, soll gemildert und befruchtet werden durch die Gefühlsqualitäten, die der deutschen Kultur eigen sind und die im Stichwort »enthousiasme« – von Madame de Staël definiert als »Dieu en nous« – ihren Höhepunkt finden. Am Schluß ihres Buches entwickelt Madame de Staël die ideale Synthese für eine zugleich literarische und tätige Nation, als die ihr Frankreich vorschwebt, aus dem Begriffspaar »enthousiasme« und »caractère«, das eine als Kraft des Denkens und Fühlens, das andere als Kraft zur Entscheidung und zur Tat; beide – so Madame de Staël mit deutlicher Spitze gegen das napoleonische Regime – seien den freien Nationen unabdingbar.<sup>12</sup>

Die letzten, für die Zensur besonders anstößigen Sätze des Buches sind ein Appell an ein besseres Frankreich, das die heimliche Zielinstanz des ganzen Buches war. Der enorme Erfolg des Buches, sein Einfluß auf die junge Generation französischer Romantiker, spricht denn auch dafür, daß Madame de Staël das gelungen ist, was sie oh-

<sup>9</sup> Vgl. zur Rezeption der Fabeln La Fontaines: Reinhard Dithmar, *Die Fabel. Geschichte. Struktur. Didaktik*. Paderborn, München, Wien, Zürich 1988, S. 61f.

<sup>10</sup> Vgl. dazu Madame de Staël an Claude Hochet am 4. 1. 1804 über Deutschland: »Elle est tout à fait inconnue en France, et il y a là cependant une mine d'idées qu'un Français pourrait bien habilement faire valoir. Ces vies solitaires ne rendent pas aimables, mais font creuser bien avant dans la pensée.« Madame de Staël, *Correspondance Générale*. Tome V. Première Partie: France et Allemagne. Texte établi et présenté par Béatrice W. Jasinski. Paris 1982, S. 179.

<sup>11</sup> So der Polizeiminister im Auftrag Napoleons am 3. 10. 1810 an Madame de Staël. In: *De l'Allemagne I* (Anm. 5). Préface, S. 11.

<sup>12</sup> Ebd., S. 303.

nehin für die Genies in Anspruch nimmt, nämlich die Mahlzeit von Fuchs und Storch zu überwinden.<sup>13</sup> Ihr Buch steht als Wegweiser am Beginn einer neuen Rezeption des klassisch-romantischen Deutschland in Frankreich, die bis heute reicht.

Bedenken an dieser vorbehaltlos positiven Einschätzung melden sich indessen bei der Lektüre der zeitgenössischen Zeugnisse von Madame de Staëls Deutschlandbesuch in Weimar im Winter 1803/4. Sie fügen sich zu einer hübschen Inszenierung der von ihr geschilderten Mahlzeit des Fuchses mit dem Storch zusammen. Es scheint fast, als hätten es alle Beteiligten darauf angelegt, mit den jeweils unpassenden Eßgeräten zu hantieren, um auf die Unbekömmlichkeit der Speisen hinzuweisen. Auf Madame de Staëls Seite beeinträchtigt die Überzeugung von der Überlegenheit und Formvollendung der französischen Kultur die Aufnahmefähigkeit und verschreibt allen ihren Urteilen über Deutschland eine ambivalente Struktur, die jedes Lob mit einem »aber« begleitet, das die Kehrseite des Lobes einleitet.<sup>14</sup> Auf deutscher Seite spürt man eine gewisse Herablassung gegenüber dem Französischen, das man doch eben erst abgeschüttelt hat: der Storch, »pour se venger de cette tromperie«, bittet höchst unwillig zu Tisch.<sup>15</sup>

Die Verständigungsprobleme beginnen bei simplen Sprachschwierigkeiten, bei Madame de Staëls Erstaunen, nicht alle Welt französisch sprechen zu hören,<sup>16</sup> und bei Schillers Furcht, ihr »unsere Religion in französischen Phrasen vorzutragen«, die sich alsbald in die Klage

<sup>13</sup> Zur Rezeption Madame de Staëls in Frankreich vgl. besonders die Arbeiten von Robert Minder in seinen Sammelbänden »Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich«, Frankfurt 1962, und »Dichter in der Gesellschaft. Erfahrungen mit deutscher und französischer Literatur«, Frankfurt 1972.

<sup>14</sup> Brief vom 11. 1. 1804 an Mme Necker-de Saussure: »Je trouve notre art toujours supérieur, mais j'aime voir les motifs de cette supériorité«. *Correspondance* (Anm. 10), S. 188. Beispiele für diese Argumentationsstruktur Madame de Staëls gibt es zuhauf, hier vgl. nur die Textzitate von Anm. 20 und 21.

<sup>15</sup> So besonders Goethe in seinem Brief vom 16. 12. 1803: »Voilà, Madame, une des contradictions les plus frappantes, Vous vous trouvez á Weimar et je ne vole pas Vous porter les assurances d'un parfait dévouement«. In: Johann Wolfgang Goethe, Briefe. Hg. von Karl Robert Mandelkow. Bd. II. Hamburg 1964. S. 461.

<sup>16</sup> Brief an Necker vom 10. 12. 1803: »Mais on y dit que les grands hommes (Goethe et Schiller) ont une peur terrible de me parler en francais et qu'on ne sait pas si, de peur, ils en s'en iront pas [...]«. *Correspondance* (Anm. 10), S. 134. Vgl. dazu den Brief Jacobis vom 28. Nov. 1803 an Madame de Staël.

wandelt, daß er sich wegen der »ungewöhnlichen Fertigkeit ihrer Zunge« im Gespräch mit ihr »ganz in ein Gehörorgan« habe verwandeln müssen.<sup>17</sup> Wirklich den Charakter der mißlungenen Mahlzeit erhalten aber erst die Gespräche über anspruchsvolle philosophische Themen. Madame de Staëls Bemerkung, »Goethe et Schiller ont la tête remplie de la plus bizzare métaphysique que tu puisses imaginer«,<sup>18</sup> steht Schillers Charakterisierung ihrer Person gegenüber, welche »die *französische* Geistesbildung« rein darstelle:

Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt [...].<sup>19</sup>

In der Tierfabel ausgedrückt unterstellen diese Zeilen, Madame de Staël wolle sich die deutsche Kultur im Teller des Fuchses, als einen sichtbaren und durchsichtigen »brouet clair«, auftischen lassen ohne die möglichen verborgenen Schätze im Gefäß des Storches auch nur zu erahnen. Damit überträgt Schiller aber seine eigenen Vorurteile vom französischen Wesen auf die Besucherin, wie bereits die unmittelbar vorangehende Bemerkung, sie erscheine völlig so, wie man sie sich »*a priori* schon konstruiert« habe, vermuten läßt. Madame de Staël ist sogar im Gegenteil von den Tiefen des Kelches beeindruckt:

Je regarde le voyage d'Allemagne [...] comme un cours de pensées nouvelles, et il me semble que moi-même je ne connaissais pas ces souterrains philosophiques où ils travaillent avec une patience inouïe à creuser les idées et les faits à mille toises plus profond que nous.<sup>20</sup>

<sup>17</sup> Briefe Schillers an Goethe vom 30. 11. und vom 21. 12. 1803. In: Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Hg. von Emil Staiger. Frankfurt 1966, S. 1006 und 1011. Vgl. auch Goethe, einem Bericht Amalie Helwigs zufolge: »Es war eine interessante Stunde, ich bin nicht zu Worte gekommen, sie spricht gut, aber viel, sehr viel«. In: Goethes Gespräche in 5 Bänden. Hg. von Wolfgang Herwig. Zürich, München 1987, Bd.1, S. 900.

<sup>18</sup> Correspondance (Anm. 10), S. 152.

<sup>19</sup> Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Anm. 17), S. 1011.

<sup>20</sup> Brief an Claude Hoche, 3. 02. 1804. Correspondance (Anm. 10), S. 218.

Der nachfolgende Seufzer darüber, daß der Tiefe der Gedanken keine Eleganz der Formen entspreche – »Mais quelle différence entre notre grâce en conversation et leur embarras avec leur propre esprit!« – ist nicht nur ein Beispiel für die bremsende »aber« Struktur jeder stürmischen Anerkennung, er fügt sich auch stimmig in die Perspektive der welthistorischen Aufgabe, die Madame de Staël den Deutschen zuge-dacht hat: Sie sind »éclaireurs de l'armée de l'esprit humain; ils essaient des routes nouvelles«,<sup>21</sup> als solche sind sie aber nur die Vorarbeiter und Wegbereiter, nicht die Vollender ihrer geistigen Entdeckungen: »Ce sont des hommes qui ne se sont pas frayé encore une route régulière, mais qui gravissent une montagne où l'on fera un jour un très beau chemin.«<sup>22</sup> Die eigentliche Vollendung – so scheinen diese Zeilen zu suggerieren – bleibt denjenigen vorbehalten, die diesem »schönen Weg« die angemessene Form geben können, die den Steinbruch deutscher Ideen in die Obhut ihres guten Geschmacks nehmen: denn Deutschland ist »une mine d'idées qu'un Français pourrait bien habilement faire valoir.«<sup>23</sup>

Höhepunkt der französisch-deutschen Begegnung ist Madame de Staëls Auseinandersetzung mit Goethe, der am entschiedensten die Rolle eines geistigen Zulieferers verweigert. Das kleine Beziehungsdrama von Fuchs und Storch gewinnt bei diesen beiden Gegenspielern dadurch eine pikante Pointe, daß auch Goethe listig in die Rolle des Fuchses schlüpft und seiner Besucherin in raffinierten Betrugsmanövern die kontrastierenden Ordnungsschemata durcheinanderzubringen sucht:

Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte, wo sie aber recht liebenswürdig war, und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzenste Weise darlegte.<sup>24</sup>

<sup>21</sup> De l'Allemagne I (Anm. 5), S. 166.

<sup>22</sup> Correspondance (Anm. 10), S. 179.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Johann Wolfgang Goethe, Tag- und Jahreshefte 1804. In: Ders., Sämtliche Werke. Hg. von Ernst Beutler. Zürich 1961–1966. Bd. 11, S. 734. (Artemis-Gedenkausgabe).

Beider Urteile übereinander sind äußerlich höflich, privat dagegen offen mokant. Madame de Staël ist enttäuscht über Goethes Unähnlichkeit mit Werther, beklagt seine gewöhnliche Physiognomie und seinen Leibesumfang;<sup>25</sup> Goethe dagegen spricht von der »zudringlichen Nachbarin« und spottet über ihren Auftritt als Kulturvermittlerin, an dem er den Gestus der Vereinnahmung seismographisch registriert:

sie geriert sich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reisende zu den Hyperboreern, deren kapitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutzen und Putz verwenden ließe, indessen nötigt sie einen doch, die alten Teppiche als Gastgeschenk und die verrosteten Waffen zur Verteidigung hervorzuholen.<sup>26</sup>

Die Darstellung der Werke Goethes in »De L'Allemagne« gibt Zeugnis von der Ratlosigkeit Madame de Staëls gegenüber Goethes Produktion.<sup>27</sup> Seine Literatur wird französischen Wertmaßstäben unterworfen, denen sie nicht entsprechen. Seine angebliche Gleichgültigkeit gegenüber dem Publikum scheint ihr von der Warte eines Kunstbegriffs, der Rang und Publikumserfolg immer zusammendenkt, als ein Unrecht, das einem überlegenen Geist nicht wohl anstehe.<sup>28</sup> Für »Faust« findet sie keine Vergleichsmaßstäbe mehr, er ist ihr ein »Alptraum des Geistes«, von dem zu wünschen bleibt, daß sich solche Schöpfungen nicht wiederholen.<sup>29</sup> Den »Wahlverwandtschaften« wirft sie eine wenig klare Konzeption, eine große Unbestimmtheit (»incertitude«) und eine fragwürdige Moral vor.<sup>30</sup>

<sup>25</sup> 25.12.1803 an Necker. Correspondance (Anm. 10), S. 163. 4. Febr. 1804 an Hochet: »Cependant l'auteur de »Werther« est bien engraisé, bien appesanti, et il vaut mieux lui écrire que le voir«. Ebd. S. 179.

<sup>26</sup> Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Anm. 17), S. 1016 und 1020.

<sup>27</sup> Vgl. dazu: Bernhard Böschstein: Madame de Staël, Goethe und Rousseau. Anmerkungen zu »De l'Allemagne«. In: Goethezeit. Studien zur Erkenntnis und Rezeption Goethes und seiner Zeitgenossen. Festschrift für Stuart Atkins. Hg. von Gerhart Hoffmeister. Bern, München 1981, S. 145–155. Böschstein weist nach, daß Madame de Staëls Goetherezeption maßgeblich von ihrer Rousseau-Schülerschaft beeinflusst war.

<sup>28</sup> »Néanmoins un homme supérieur a tort de dédaigner ce qui plaît universellement.« In: De l'Allemagne I (Anm. 5), S. 340.

<sup>29</sup> »C'est le cauchemar de l'esprit que cette pièce de »Faust«, mais un cauchemar qui double sa force«. De l'Allemagne I (Anm. 5), S. 345 und 367.

<sup>30</sup> De l'Allemagne II (Anm. 5), S. 46f.

Umgekehrt zeigt sich Goethe mit ihrer Darstellung seiner Werke unzufrieden, sie habe »seine Produktionen abgerissen und isoliert betrachtet, ohne Ahnung ihres innren Zusammenhangs, ihrer Genesis«. <sup>31</sup>

Erst dem späteren Erfolg von »De L'Allemagne« in Frankreich kann auch Goethe seine bewundernde Zustimmung nicht versagen. Aber sie ist aus anderen Quellen gespeist, nämlich aus seiner Befriedigung darüber, mit Madame de Staëls Buch endlich die adäquate Anerkennung eigener Leistung in Frankreich gefunden zu haben. Sein Vorbehalt einer perspektivischen Verzerrung bleibt indessen auch da erhalten, wo er das Buch – in der erprobten Metaphorik der Tiermahlzeit – als eine »wohlbereitete geistige Speise« lobt:

Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken [...]. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie getan haben. <sup>32</sup>

## II Goethe

Goethe, der Herausforderer und Gegenspieler Madame de Staëls, stellt die Mahlzeit von Fuchs und Storch in den Horizont grundsätzlicher Überlegungen zum Verstehen des Fremden; er unterscheidet die verschiedenen Modelle einer Begegnung mit der fremden Kultur und macht so die Variationen sichtbar, in denen sich die Mahlzeit von Fuchs und Storch abspielen kann.

Goethes Urteile über die Nachbarnation sind oft – neben aller Bewunderung – von einer verdrossenen Ungeduld geprägt. Seine distanziert-ironische Beurteilung der Madame de Staël entspricht seiner

<sup>31</sup> Goethes Gespräche (Anm. 17) Bd.2, S. 901.

<sup>32</sup> Goethe am 17. 2. 1814 an Sara von Grotthus. In: Goethes Briefe (Anm. 15), Bd. 3. Hamburg 1965, S. 259f. In den Annalen schließt Goethe den Bericht über den Besuch Madame de Staëls im Jahre 1804: »Jenes Werk über Deutschland, welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen verdankte, ist als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquierter Vorurteile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über dem Rhein und, in Gefolg dessen, über dem Kanal, endlich von uns nähere Kenntnis nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Westen zu gewinnen hatten«. In: Goethe, Tag- und Jahreshfte (Anm. 24), Bd. 11, S. 736.

Reserve gegen die Franzosen insgesamt, nicht in ihrem Rang als Kulturnation, deren hohe Bedeutung und deren Einfluß auf seine schriftstellerische Laufbahn er – auch während der Befreiungskriege – immer gelassen eingestand,<sup>33</sup> sondern in ihrer Fähigkeit zur Rezeption deutscher Kultur.

Wie ein mißgünstiger Kommentar zu seiner Erfahrung mit Madame de Staël – wenn auch Jahre nach ihrem Tod – liest sich Goethes Anwendung der Fabel La Fontaines. In einem Brief von 1825 schreibt er über die »wunderliche Lage« der Franzosen »gegen die deutsche Literatur«:

sie sind ganz eigentlich im Fall des klugen Fuchses, der aus dem langen Hals des Gefäßes sich nichts zueignen kann; und mit dem besten Willen wissen sie nicht, was sie aus unseren Sachen machen sollen. Sie behandeln alle unsere Kunstprodukte als rohen Stoff, den sie sich erst bearbeiten müssen.<sup>34</sup>

Ganz weggefallen ist in dieser Adaptation der Fabel die Gegenseitigkeit und Symmetrie der Nationen, stattdessen klingt der bei La Fontaine so wichtige betrügerische Aspekt der Mahlzeit an, aber nicht als Betrug des anderen, sondern als Selbstbetrug. Goethe spricht von der selbstbewußten Warte einer auf der Höhe stehenden deutschen Literatur, die zu geben, nicht zu nehmen hat, und an deren Tisch sich jetzt die Franzosen bedienen können, sofern ihnen die angebotene Nahrung zusagt.

Allenthalben trifft man bei Goethe auf die Metaphorik der Nahrungsaufnahme, wenn es um die Veranschaulichung der nachbarlichen Mißverständnisse geht. Sie hat ihre reale Basis im bekanntlich sehr unterschiedlichen Eßverhalten der beiden Völker, das schon Ma-

<sup>33</sup> Vgl. dazu neben vielen anderen zum Beispiel Goethes Bemerkungen zu Eckermann am 14. 3. 1830: »Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht [...]. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdanke!«. Johann Peter Eckermann, *Gespräche mit Goethe*. Zürich 1976, S. 733.

<sup>34</sup> An Zelter am 11. 4. 1825. In: *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter*. Hg. von Max Hecker. Frankfurt 1987. Bd. 2, S. 359. Das Zitat beendet einen ungehaltenen Kommentar zu der verdrehten und ungeordneten französischen Edition von Goethes Anmerkungen zu Diderots »Rameaus Neffe«.

dame de Staël in Deutschland für die Gesundheit ihrer Kinder zittern ließ.<sup>35</sup> Goethe führt diese materiellen Differenzen in der »Kampagne in Frankreich 1792« an zwei französischen Knaben vor, mit denen er ein Kommisbrot redlich teilen will,

allein sie lehnten es ab und versicherten, dergleichen könnten sie nicht essen, und als ich fragte, was sie denn gewöhnlich genossen? versetzten sie: du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière.

Die Anekdote endet mit der treffenden Kurzformel: »Weiß und schwarz Brot ist eigentlich das Schibolet, das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen«.<sup>36</sup>

Was hier für das leibliche Wohl gilt, ist auch für das geistige maßgebend. Wie die Knaben der Anekdote und wie der Fuchs der Fabel können die Franzosen nach Goethes Urteil – bei allen Vorzügen, die ihnen sonst bescheinigt werden – die geistige Nahrung nur in vertrauten Formen zu sich nehmen. Der Primat der Form, das alle ihre literarischen Äußerungen beherrscht, nötigt sie, alles Fremde erst einmal in die eigenen, bewährten und anerkannten Formen zu zwingen, und sich damit in ihrer Fremderfahrung selbst zu beschränken. Wiederholt ist von der mundrechten Form der Nahrung die Rede, sie begleitet Goethes Aussagen zu Frankreich als konstante Metapher. Bereits über Madame de Staël heißt es Schiller gegenüber, daß es eine »Sünde wider den heiligen Geist« sei, »wenn man ihr auch nur im mindesten nach dem Maule redt«.<sup>37</sup> Ein Gespräch über die Übersetzungen des »Faust« endet mit den Worten:

Nun ja, wir sind so etwas deutscher Sauerteig gewesen, das fängt schon an zu gären, sie mögen es draußen und drüben mit ihrer Masse durchkneten und sich ein Backwerk nach ihrem Geschmack zurechtmachen.<sup>38</sup>

<sup>35</sup> An Necker am 18. 12. 1803: »[...] je vais dans un petit app[artement] pour quitter l'auberge, dont la nourriture m'inquiétait pour Albertine«. Vgl. auch am 15. 11. an Necker: »[...] tout le matériel en Allemagne est insupportable: lits, nourriture, poêle, toutes les sensations sont pénibles [...]«. *Correspondance* (Anm. 10), S. 153 und 109.

<sup>36</sup> Johann Wolfgang Goethe, *Kampagne in Frankreich 1792*. In: Ders., *Sämtliche Werke* (Anm. 24), Bd. 12, S. 294f.

<sup>37</sup> Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Anm. 17), S. 1016.

<sup>38</sup> Goethes Gespräche (Anm. 17), Bd. 3, S. 701. Im selben Gespräch auch Beispiele unsäglicher Übersetzungsmißverständnisse!

Der Nahrungsmetaphorik zugrunde liegt die hermeneutische Frage, wie das Fremde konsumiert, das heißt erfahren, verstanden und ins Eigene übernommen werden könne. Die Gelenkstelle in diesem interkulturellen Übergang vom einen zum anderen ist die Übersetzung, über deren Möglichkeiten und Grenzen Goethe an verschiedenen Stellen nachgedacht hat.

In den »Noten und Abhandlungen« zum »West-östlichen Divan« unterscheidet Goethe drei Typen der Übersetzung, von denen hier nur die dritte und zweite interessiert. Die eigentliche »höchste und letzte« Form der Übersetzung ist für Goethe die, welche »die Übersetzung dem Original identisch machen möchte«. Diese Art bedeute aber eine die eigene Identität gefährdende Hingabe an das Fremde, »denn der Übersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, gibt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst bilden muß«. In Deutschland sei dieser Weg durch den »nie genug zu schätzenden Voß« eingeschlagen worden, der damit den anfangs widerwilligen Deutschen einen weiten Horizont des Fremden, eine neue »Versatilität«, mannigfache »rhetorische, rhythmische, metrische Vorteile« eröffnet habe.<sup>39</sup> Die zweite, besonders in Frankreich vertretene Form der Übersetzung definiert Goethe dagegen als eine, die »sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eigenem Sinne wieder darzustellen bemüht ist.« Diese Art, die mit dem Sinn nur eine Übermittlung des Inhalts anstrebt, bietet das Fremde in gefälligen Formen an, die sich willig in die eigenen Konventionen fügen. Auch in diesem Zusammenhang kommt Goethe auf die Nahrungsmetapher zurück und wendet sie in einer den anderen Beispielen entsprechenden Weise an. Wie beim Fuchs der Fabel – »le museau du Sire était d'autre mesure« – ist es das eigene Maß des Mundes, das vom Fremden, dem »rohen Stoff«, eine Bearbeitung verlangt, um ihn genießbar zu machen:

Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch so mit Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen, er fordert durchaus für je-

<sup>39</sup> Johann Wolfgang Goethe, *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-Östlichen Divans*. In: Ders., *Sämtliche Werke* (Anm. 24), Bd. 3, S. 55f.

de fremde Frucht ein Surrogat, das auf seinem eignen Grund und Boden gewachsen sei.<sup>40</sup>

Goethes Überlegungen zur französischen Übersetzungspraxis finden ihre vollkommene Bestätigung in Madame de Staëls Kritik an der Homerübersetzung durch Voß, der sie vorwirft, er mache nur Gedichte in griechischem Stil, wenn auch in deutschen Worten: »La connaissance de l'antiquité y gagne; l'originalité propre à l'idiome de chaque nation y perd nécessairement«.<sup>41</sup> Ob man am Fremden die fremde oder die eigene Originalität zu erfahren habe, das ist die Streitfrage, die sich in diesen divergierenden Übersetzungsmaximen stellt. Und während Goethe für die in Deutschland mit Voß errungene Übersetzungsform in Anspruch nimmt, sie könne sich »zu dem Fremden hinüber begeben und [sich] in seine Zustände, seine Sprechweise, seine Eigenheiten finden«,<sup>42</sup> behauptet Madame de Staël für eine gute Übersetzung, daß das Fremde herübergebracht, in die eigenen Formen gegossen und erst dann genossen werden solle. Beide Nationen repräsentieren damit zwei konträre Modelle des Fremdverstehens: die Deutschen, indem sie zum Fremden hinübergehen und ihre kulturelle Identität vom Fremden bis zur Gefahr der Diffusion bewegen lassen, die Franzosen, indem sie ihr Eigenes als Ganzes nehmen und das Fremde dem bereits konstituierten kulturellen Gefüge zu assimilieren suchen.

In den letzten Jahren seines Lebens verfolgte Goethe dann mit Genugtuung und Respekt die Nummern der Zeitschrift »Globe«, die ihm ein Zeichen für eine Öffnung der französischen Kultur und für eine endliche Zuwendung zur deutschen waren.<sup>43</sup> Aber noch eine seiner letzten Äußerungen zu Frankreich ist auf einen kritisch-verdrießlichen Ton gestimmt:

<sup>40</sup> Ebd. S. 555.

<sup>41</sup> Madame de Staël, *De l'Allemagne* I (Anm. 5), S. 200.

<sup>42</sup> Johann Wolfgang Goethe, *Zu brüderlichem Andenken Wielands*. In: Ders., *Sämtliche Werke* (Anm. 24), Bd. 12, S. 705. Vgl. dazu den Brief an Thomas Carlyle vom 20. 7. 1827: »Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei«. In: *Goethes Briefe* (Anm. 15), Bd. IV, S. 237.

<sup>43</sup> Eckermann (Anm. 33), S. 125 (24. 11. 1824), S. 631ff. (3. 5. 1827) und S. 725ff. (14. 3. 1830).

Die Franzosen bleiben immer wunderlich und merkwürdig, nur muß der Deutsche nicht glauben, daß er irgendetwas gründlich für sie tun könne; sie müssen erst alles, was es auch sei, sich nach ihrer Weise zurecht machen. Ihr unseliger Respekt für den Calcul borniert sie in allen artistischen, ästhetischen, literarischen, philosophischen, historischen, moralischen, religiösen Angelegenheiten, als wenn das alles dem unterworfen sein müßte. Sie merken gar nicht, daß sie hier auf die niederträchtigste Weise Knechte sind; in allem Übrigen, wo sie sich gehen lassen und sich ihrer Vorzüge freudig bedienen, sind sie allerliebste und einzig, man darf sie nicht aus den Augen lassen.<sup>44</sup>

Erst die Schlußformulierung gibt diesem harten Urteil eine freundlichere Wendung. Ihr merkwürdiger Doppelsinn, der nicht nur die Franzosen bei dem Organ, das ihrem Formsinn entgegenkommt, anspricht, sondern auch zwischen Beaufsichtigung und anerkennender Teilnahme schwankt, faßt Goethes zeitlebens zwiespältiges Verhältnis zum Nachbarland zusammen.

### III Hofmannsthal

Über hundert Jahre später nimmt Hofmannsthal den Vergleich von Fuchs und Storch wieder auf. Er ist bei ihm dreimal überliefert, zweimal in Briefen an C. J. Burckhardt, einmal indirekt in C. J. Burckhardts »Erinnerungen an Hofmannsthal«, die eingangs zitiert wurden. Alle Erwähnungen sind also – und das ist wichtig – privater Natur und alle stammen aus den zwanziger Jahren. Eine Briefstelle vom September 1926 lautet:

Je mehr meine Liebe zu dieser Nation wieder lebendig geworden ist, und sie ist es am meisten durch die Berührung mit jüngeren Menschen – jüngeren auch als Sie sind –, desto mehr weiß ich, daß wir einander das Beste eben doch nicht sagen können. Wie immer man sich auch zusammenfin-

<sup>44</sup> Goethe, Tagebücher (Anm. 24), Eintragung vom 7. 6. 1831, S. 561f. Die merkwürdige Nachwirkung dieses Goetheurteils bis in unsere Tage ist in einem Artikel der Süddeutschen Zeitung zu finden mit der Überschrift: »Empfehlung für Höheres. Goethes Sprache gilt in Frankreich zunehmend als Elite-Sprache«. Dort heißt es: »Die Tücken der deutschen Sprache genießen bei vielen französischen Eltern offenbar eine völlig neue Wertschätzung. Wer sich als Kind erfolgreich durch die komplizierte Grammatik der Sprache von Goethe und Schiller gekämpft hat, so ihr *Kalkül*, der gilt auch als fit für Höheres« (SZ Nr. 59 vom 12./13. 3. 1994. Hervorh. E.D.).

det, es bleibt die Mahlzeit des Fuchses mit dem Storch, mit dem Blick unendlicher Sympathie über die unbequemen Schüsseln hinüber.<sup>45</sup>

Verschwunden ist bei Hofmannsthal der Betrug, von dem La Fontaine anlässlich dieser Mahlzeit spricht, verschwunden ist die ironische Anspielung auf die Klugheit des Fuchses bei Goethe, verschwunden das auf gewöhnliche Schriftsteller beschränkte bornierte Unverständnis bei Madame de Staël; kurz: alles, was in der Darstellung des gegenseitigen Mißverständnisses zwischen den beiden Völkern an Negativem mitschwang, ist bei Hofmannsthal gelöscht. Das mag durch den Anlaß der Briefbemerkung indiziert sein: Hofmannsthal antwortet damit auf die Ankündigung der Verlobung seines Freundes Carl Jakob Burckhardt mit der französischsprachigen Elisabeth de Reynold. Aber der Brief steht zugleich unter dem frischen Eindruck dreier Parisreisen im Jahr zuvor, sowie der Marokkanischen Reise, die – vor allem durch die Begegnung mit Pierre Viénot – zu einer intensiven Verstehensbemühung zwischen den beiden Völkern führte und der in der »Reise im nördlichen Afrika« ein Denkmal gesetzt ist. Indessen stimmt trotz dieser Positivierung die Grundthese Hofmannsthals mit der seiner beiden Vorgänger überein. Die »unendliche Sympathie«, die Hofmannsthal als neues Element zur Nationalitätendifferenz beiträgt, wird nur in Form eines Blicks – also aus der Distanz – empfunden, die gemeinsame Mahlzeit findet nicht statt.

Was bringt Hofmannsthal dazu, die Allegorisierung der Trennung wiederzubeleben?

Hofmannsthals Verhältnis zu Frankreich hat in den zwanziger Jahren eine einschneidende Veränderung erfahren. So intensiv seine Auseinandersetzung mit den literarischen Bewegungen im Nachbarland immer gewesen ist, so lassen die frühen Aufsätze zu einzelnen französischen Autoren doch Fragen der nationalen Zugehörigkeit fast völlig außer acht, stattdessen stellen sie Diagnosen zur Zeit, die das Gemeinsame der Generation unterstreichen. In »trunkenem Einverständnis« schwelgt eine frühe Notiz, die den »wundervollen Augenblicken« gilt, »wo sich eine ganze Generation in verschiedenen Ländern im gleichen Symbol findet«.<sup>46</sup> Die Bemerkung über Barrès, er schreibe »fast un-

<sup>45</sup> Brief vom 10. 9. 26. In: BW Burckhardt (1991), S. 209.

<sup>46</sup> GW RA III, S. 398.

modern, fast unfranzösisch«,<sup>47</sup> setzt Frankreich synonym für die Aufbruchsbewegung der Moderne, der sich der junge Hofmannsthal über alle nationalen Beschränkungen hinweg auch zugehörig fühlt. Die Essays der mittleren Jahre dagegen stellen die französischen Autoren – allen voran Balzac – in einen literarischen Horizont, der dem Goethes entspricht und der die nationale Einheit weit hinter sich läßt: den der Weltliteratur. Das belegen schon die Namen, die als Vergleichsmaßstäbe an Balzac gehalten werden: Shakespeare, Homer, Dante, Novalis.<sup>48</sup> Erst in den zwanziger Jahren kommt Frankreich vermehrt als Kulturnation, als geistig-sprachliche Einheit in den Blick. Hofmannsthals Wahrnehmungsinteresse verschiebt sich vom zeitlichen der gemeinsamen Generation zum räumlichen der je verschiedenen Nation.

In seinen späten Urteilen zu den beiden Nachbarnationen tritt Hofmannsthal sowohl das Erbe Goethes als auch Madame de Staëls an, allerdings in einer genau gegensätzlichen Entsprechung zu beiden.

Mit Goethe teilt Hofmannsthal die Auffassung von den Deutschen als der Verstehensnation schlechthin. In vielen Äußerungen sieht er die hermeneutische Leistung des Verstehens und Vermittelns des Fremden als ein deutsches Privileg, ja, als eine Verpflichtung, so wenn er bei der Beobachtung eines französischen Literaturstreits dekretiert: »und wer sollte ihn verstehen, wenn nicht wir?«<sup>49</sup> Daß das Hinübergehen zum Fremden für Hofmannsthal die welthistorische Aufgabe der Deutschen darstellt, sogar unter schwersten Bedingungen, wird evident, wenn er gleich nach dem Krieg an die französische Adresse Verständigungsbereitschaft signalisiert:

Die Mühe, die wir aufgewandt hatten, die Früchte Eures Geistes zu genießen, die Produkte dreier, glorreicher französischer Jahrhunderte uns zu eigen zu machen, die unlösbare Verkettung der Geistigkeit zu erfassen, war selbstsüchtig gewesen.[...] Hier, auf unserem eigensten Gebiet, hatten wir uns als unzulänglich erwiesen.<sup>50</sup>

<sup>47</sup> GW RA I, S.118.

<sup>48</sup> GW RA I, S. 382–397. In diesem Essay fällt nicht einmal das Wort »französisch« und »Frankreich«.

<sup>49</sup> Hugo von Hofmannsthal, Einige Worte als Vorrede zu St.-J. Perse »Anabasis«. GW RA III, S. 144.

<sup>50</sup> GW RA II, S. 463.

Mit Madame de Staël teilt Hofmannsthal die kontrastive Technik, mit der er in den jeweiligen Texten eine Gesamtschau auf die französische Kultur als Gegenbild der deutschen voranstellt. Aber während Madame de Staël von der deutschen Gegenwartsliteratur ihrer Zeit, von einzelnen Werken und Autoren ausgeht, entwirft Hofmannsthal in den zwanziger Jahren Frankreich als ein geschlossenes, idealisiertes, unhistorisches Gebilde, das fast ausschließlich in seiner cartesianschen Tradition und in seiner literarischen Blütezeit des 17. Jahrhunderts wahrgenommen wird.<sup>51</sup> Hofmannsthal und Madame de Staël stehen zueinander in einem korrespondierenden Oppositionsverhältnis, mit einer genau umgekehrten Stoßrichtung: Das jeweils andere Land erscheint bei beiden Autoren unter der komplementären Kategorie des »Gegenerlebnisses«.<sup>52</sup> Wo Madame de Staël in Deutschland die Entbindung und Befreiung der französischen Kultur aus unlebendig gewordenen Traditionen sucht, ist Frankreich für Hofmannsthal das Ideal einer Welt der Bindungen, wo diese den formstarrten Franzosen neue Beweglichkeit durch die frischen Impulse aus Deutschland verschaffen will, führt Hofmannsthal den formlosen Deutschen ein französisches Maß, eine Geschlossenheit und eine Mitte vor Augen.

Auffallend ist nun aber, daß beide Bewegungen – die des Verstehens und die der kontrastierenden idealtypischen Charakterisierung Frankreichs – in eine Gegenbewegung geraten, die sie fast sistiert, zumindest aber eine Ambivalenz verrät, in der alle positiven Äußerungen zum Nachbarland wieder fragwürdig werden.

Es besteht eine merkwürdige Diskrepanz zwischen den öffentlich-lobenden Plädoyers für die klassische Kultur der Nachbarnation und privaten, mehr auf Gegenwartsautoren bezogene Äußerungen, die manchmal höchst unmutig klingen.<sup>53</sup> Es hat fast den Anschein, als

<sup>51</sup> Vor allem sind zu nennen: »Reise im nördlichen Afrika«, »Schillers Selbstcharakteristik«, »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation«. Nur »Einige Worte als Vorrede zu St.-J. Perse ›Anabasis‹« spricht von einem Gegenwartsautor, verzichtet auf den kontrastiven Vergleich und differenziert die französische literarische Szene in sich.

<sup>52</sup> GW RA II, S. 72.

<sup>53</sup> Auffallend ist bei Hofmannsthal ferner die Diskrepanz zwischen der umfassenden Kenntnis des französischen Kultur- und Geisteslebens und seiner Zurückhaltung im persönlichen Umgang mit Franzosen, ja dem völligen Fehlen einer Freundschaft oder auch nur eines Briefwechsels, mit wenigen Ausnahmen, z. B. die Briefe an Charles du Bos. Vgl.

seien die veröffentlichten Texte Hofmannsthals einer Art Selbstzensur unterworfen, die der französischen Nation den Modellcharakter der Geschlossenheit zuweist und trübende Aspekte dieser Darstellung gar nicht zulässt.<sup>54</sup> Privat erfährt die Stilisierung Frankreichs dagegen eine Korrektur, die einer Umwertung französischer Werte gleichkommt. Zugleich scheint mit dieser Umwertung auch der Verstehensimperativ an die Grenze gekommen.

Die gegenstrebigem, ambivalenten Bewegungen konzentrieren sich in brieflichen Äußerungen zu Claudel und zu Valéry. Neben fast emphatischen Zustimmungen – »die Berührung [s]einer Ideen mit denen von Valéry und Claudel« sei stärker als die mit seinen eigenen Landsleuten, versichert Hofmannsthal Charles Du Bos<sup>55</sup> –, gibt es heftig ablehnende Reaktionen, die weniger den Autoren als dem französischen Geist insgesamt gelten. In einem Brief an die Prinzessin Bassiano über Claudel werden die Qualitäten des »bon sens« und »bon goût« – »toutes leurs qualités qu'ils estiment trop« – gegen eine »vision puissante et originale« ausgespielt, die in Frankreich einzig und allein Claudel besitze, der darin – so der unausgesprochene Unterton des Briefes – unfranzösisch sei. Der Brief endet mit einer stürmischen Revokation deutscher Verstehensbereitschaft: »Non, décidément, je ne les comprends pas, et je ne veux pas les comprendre«.<sup>56</sup>

dazu: Rudolf Hirsch, Zwei Beiträge zum Thema Hofmannsthal und Frankreich. In: Wechselrede. Joseph Breitbach zum 75. Geburtstag. Frankfurt 1978, S. 292–324. Vgl. ferner Benjamin am 5. 6. 27 an Hofmannsthal: »es ist ganz außerordentlich selten, Föhlung mit einem Franzosen zu gewinnen, die fähig wäre, eine Unterhaltung über die erste Viertelstunde hinauszutragen«. Walter Benjamin, Briefe I. Hg. von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno. Frankfurt 1978, S. 445.

<sup>54</sup> Für diese These spricht auch eine von Hofmannsthal einem Franzosen untergeschobene Notiz zur »Reise im nördlichen Afrika«: »P.Viénot: Ihr macht Harmonie aus unserer Gefahr«. Zitiert aus der Handschrift mit der freundlichen Genehmigung von Rudolf Hirsch.

<sup>55</sup> Rudolf Hirsch (Anm. 53), S. 311.

<sup>56</sup> Unveröffentlichter Brief vom 2. 7. 1925. Zitiert mit der freundlichen Genehmigung von Rudolf Hirsch. Die vollständige Textstelle, die auch eine gewisse Gereiztheit Valéry gegenüber verrät, lautet: »Vous m'avez fait connaître Claudel, et je vous en reste infiniment reconnaissant. Tout dans ce souvenir, m'émeut étrangement, même ce qui semble embarrassant: sa lourdeur, l'apparence bourgeoise, l'absence de goût, de finesse et de toutes leurs qualités qu'ils estiment trop. Il ne s'agit pas de tout ceci, il ne s'agit nullement d'avoir ces dons qui voisinent avec l'intelligence, il s'agit de porter en soi une vision puissante et originale. Et pour avoir cela, il est seul, seul, seul en France. [...] Quelqu'un m'a dit, que

Die lobende Rede von der Geschlossenheit und Gegenwärtigkeit der französischen Kultur im »Schrifttumsaufsatz« verwandelt sich im privaten Diskurs – in einer brieflichen Bemerkung über Valéry – zum stärksten Indiz der Trennung:

Es ist das hochmütige und verzweifelte Geschick des französischen Geistes darin ausgedrückt, alles *hier* ausfechten zu müssen, wie der Herzog von Guise gegen seine Mörder focht, zwischen dem Kamin und der Wand – kein Schritt weiter war ihm gegeben – uns aber ist immer der Schritt durch die Wand ins Drüben gegeben. Darum ist es sonderbar zu denken, daß wir einander verstehen sollten – immer wieder ist es das Gastmahl des Fuchses mit dem Reiher.<sup>57</sup>

Verständnislos, fast bedauernd, steht in dieser dritten und distanzier-testen Zitierung der Tiernahlzeit der Storch einer kämpferischen Präsenz des Fuchses gegenüber. Dessen »Schwung der Diesseitigkeit« erscheint ihm letztlich als Beschränkung, vor der er entweicht und sich erhebt in »Aufschwünge und Offenbarungen«, die hinreichen, »fast über die Grenzen der Menschheit hinauszukommen«.<sup>58</sup> Diese Bewegungsmetaphorik, die sich in Textstellen zum deutsch-französi-schen Verhältnis findet, zeigt, daß sich der Vergleich von Fuchs und Storch auch über den Aspekt der mißlungenen Mahlzeit hinaus als fruchtbar erweist: im Bewegungsraum, der den beiden Tieren jeweils zur Verfügung steht, wird anschaulich, daß Füchse und Störche »in ganz verschiedener Weise auf dieser Welt zu Hause sind«.<sup>59</sup>

Mit dem Prozeß von der jugendlichen Verschmelzungseuphorie zur Betonung der Differenz hat bei Hofmannsthal ein grundsätzlicher

Claudel, ce n'était plus son moment à Paris – qu'on n'avait qu'une certaine provision de snobisme à sa disposition et que cette provision, pour le moment, était allée à Valéry. Non, décidément, je ne les comprends pas, et je ne veux pas les comprendre«.

<sup>57</sup> Brief vom 2. 8. 1926. In: BW Burckhardt (1991), S. 202. Beim »Reiher« muß es sich um einen Irrtum handeln.

<sup>58</sup> Vgl. »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« und »Reise im nördlichen Afrika«: GW RA III, S. 27; GW E, S. 652–54.

<sup>59</sup> Das ganze Zitat dieser hellsichtigen Bemerkung aus dem »Buch der Freunde« lautet: »Daß wir Deutschen das uns Umgebende als ein Wirkendes – die »Wirklichkeit« bezeichnen, die lateinischen Europäer als die »Dinglichkeit«, zeigt die fundamentale Verschiedenheit des Geistes, und daß jene und wir in ganz verschiedener Weise auf dieser Welt zu Hause sind«. GW RA III, S. 294.

Wandel im Umgang mit der fremd-vertrauten Nachbarnation stattgefunden. Es hat den Anschein, als überwiege in den zwanziger Jahren bei aller Verstehensbereitschaft das Befremdliche. Diese Veränderung könnte rein biographisch dem »Reifer werden« zugerechnet werden, das »schärfer trennen, inniger vereinen« bedeutet.<sup>60</sup> Aber der Wandel hat noch andere, schwerwiegendere Gründe.

Hofmannsthal zitiert die Fabel La Fontaines in einer historisch völlig veränderten Situation, die weder Madame de Staëls zielstrebigem, optimistischen Eifer noch Goethes ruhig-abwägende, selbstbewußte Gelassenheit bei der Betrachtung der beiden Nationen erlaubt.

Wie bei Madame de Staël wird bei Hofmannsthal das fremde Land stilisiert aus der Perspektive eigener Not, ein Begriff, der in Hofmannsthals Äußerungen in den zwanziger Jahren immer wieder auftaucht.<sup>61</sup> Aber auch hier in einer gegensätzlichen Entsprechung: Madame de Staël ist die Verbannte einer weithin siegreichen Nation, die ihre Großmachtstellung mit der kulturellen Stagnation des imperialen Klassizismus erkaufte hat. Aber ungeachtet dieser momentanen Verstimmung schreibt sie aus dem Bewußtsein einer klar definierten eigenen Nation, aus dem Reichtum einer kulturellen Identität, die nur nach neuer Orientierung verlangt. Hofmannsthal dagegen schreibt aus der Erfahrung eines verlorenen Krieges, und damit aus der Situation eines Verlusts, den wohl niemand schärfer, in seinem ganzen, gerade für Hofmannsthal so zerstörerischen Umfang erfaßt hat als Walter Benjamin in einer Rezension von 1930:

Was heißt, einen Krieg gewinnen oder verlieren? Wie auffallend in beiden Worten der Doppelsinn. Der erste, manifeste meint gewiß den Ausgang, der zweite aber, der den eigentümlichen Hohlraum, Resonanzboden in ihnen schafft, meint ihn ganz, spricht aus, wie sein Ausgang für uns seinen Bestand für uns ändert. Er sagt: der Sieger behält den Krieg, dem Geschlagenen kommt er abhanden; er sagt: der Sieger schlägt ihn zum Seinigen, macht ihn zu seiner Habe, der Geschlagene besitzt ihn nicht mehr, muß ohne ihn leben. [...] Einen Krieg gewinnen oder verlieren, das greift, wenn

<sup>60</sup> Ebd., S. 264.

<sup>61</sup> Vgl. dazu den Brief an Buber vom 19. 12. 1926 und die Auseinandersetzung mit Rang anlässlich der »Neuen Deutschen Beiträge«. Dokumentiert bei Lorenz Jäger, Neue Quellen zur Münchner Rede und zu Hofmannsthals Freundschaft mit Florens Christian Rang. In: HB 29 (1984), S. 4 und 9f.

wir der Sprache folgen, so tief in das Gefüge unseres Daseins ein, daß wir damit auf Lebenszeit an Malen, Bildern, Funden reicher oder ärmer geworden sind. Und da wir einen der größten der Weltgeschichte, einen Krieg verloren, in dem die ganze stoffliche und geistige Substanz des Volkes gebunden war, so mag man ermesen, was dieser Verlust bedeutet.<sup>62</sup>

Benjamins einsichtige Diagnose könnte den Schlüssel zu Hofmannsthals Wiederaufnahme der Fabel von Fuchs und Storch liefern. Die Verlustsituation zwingt Hofmannsthal dazu, die Siegernation von ihrer sieghaften Seite, als idealtypisches Ganzes in den Blick zu bekommen und ihre »Überlegenheit der historisch-politischen Bildung« zu konstatieren: »sie besaßen eine politische Sprache, welche die höheren und höchsten Begriffe mit der Sphäre des Praktischen, Wirksamen in Einheit zu bringen wußte«.<sup>63</sup> Diese Fähigkeit einer Nation, deren kulturelle Blütezeiten – ganz im Unterschied zu Deutschland<sup>64</sup> – parallel zur politischen Machtentfaltung verliefen, wird für die eigene zur Herausforderung. Es gilt, die verlorene Substanz wiederzugewinnen und durch die Abgrenzung von der sieghaften Seite des Gegners die eigene Identität schärfer zu konturieren.

Die nachdrückliche Betonung des Trennenden bei der Mahlzeit von Fuchs und Storch bei Hofmannsthal kann gelesen werden nicht als Bedauern über die Verschiedenheit, sondern als Versuch, die klare oppositionelle Struktur des frischen nationalen Diskurses um 1800 wiederherzustellen und der Verwischung der eigenen nationalen Identität in Diffusion und Unbestimmtheit entgegenzuarbeiten. Diese Haltung bestimmt gerade und besonders Hofmannsthals Engagement für die »Idee Europas«.<sup>65</sup> Denn der »Gedanke Europa«, so notiert er

<sup>62</sup> Walter Benjamin, Theorien des deutschen Faschismus. Zu der Sammelschrift »Krieg und Krieger«. Hg. von Ernst Jünger. In: Ders., Gesammelte Schriften. Bd. III. Frankfurt 1980, S. 242f.

<sup>63</sup> GW RA II, S. 123.

<sup>64</sup> Vgl. dazu GW RA I, S. 430f: »[...] die Zeiten sind ernst und beklommen für die Deutschen, vielleicht stehen dunkle Jahre vor der Tür. Vor hundert Jahren waren auch die Jahre dunkel, und doch waren die Deutschen innerlich nie so reich wie im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, und vielleicht sind für dies geheimnisvolle Volk die Jahre der Heimsuchung gesegnete Jahre.«

<sup>65</sup> Vgl. dazu neuerdings: Gert Mattenklott, Hofmannsthals Votum für Europa. In: *Austriaca* 37 (1993), S. 183–192, und Wolfram Mauser, »Die geistige Grundfarbe des Planeten«. Hugo von Hofmannsthals »Idee Europa«. In: *HJb* 2 (1994), S. 201–222.

1926, ist nicht »der unzulängliche Gedanke der Pazifisten, der über das Tiefe, Widerstrebende hinweggeht«. <sup>66</sup> Er gilt vielmehr einem Europa, das sich nach dem Grundsatz des »Unterschiedenes ist gut« <sup>67</sup> zusammenfinden soll, als eines, dessen Mitspieler sich als Füchse und Störche dem »Schauder der Erkenntnis des Fremden« <sup>68</sup> aussetzen. Erst aus der Differenz der verschiedenen Charaktere der Nationen ist die Einheit denkbar, die Hofmannsthal vorschwebte und die in dieser Form seither nur noch aktueller, aber auch zweifelhafter geworden ist. In der Verbindung von Fremdem und Eigenem kann eine Synthese der Kontraste entstehen, jedoch nur so, wie Goethe die höchste Form der Übersetzung charakterisierte: als ein Drittes, das aus der Begegnung des Verschiedenen geboren wird. Ein solches Drittes, wie es in einzelnen Begegnungen, in Bearbeitungen, Übersetzungen und Kritiken immer wieder möglich geworden ist – man denke neben vielem anderen nur an Hofmannsthals im Krieg geschriebenes Lustspiel »Die Lästigen. Nach dem Molière« –, verweist darauf, daß die Mahlzeit von Fuchs und Storch eine wichtige und unüberspringbare Grundkonstellation allegorisiert, aber keine Fatalität bedeutet. Der allerletzte Satz von Hofmannsthals Aufzeichnungen aus dem Juni 1929 ist einem solchen, aus einer Begegnung mit der Nachbarnation entstandenen Dritten gewidmet und soll darum auch hier als Schlußwort stehen:

Zu den subtilen kritischen Arbeiten von Charles Du Bos. Der erstaunlichen Einsamkeit der Dinge steht das entgegen: daß sich zwischen zwei Wesenheiten durch ihren Kontakt eine neue entwickelt, wie zwischen mir und dieser Art Literaturkritik. <sup>69</sup>

<sup>66</sup> Aufzeichnungen. GW RA III, S. 587.

<sup>67</sup> Hölderlin, Pläne und Bruchstücke Nr. 44 (Anm. 5), S. 327.

<sup>68</sup> Handschrift zur »Reise im nördlichen Afrika«. Zitiert bei Rudolf Hirsch (Anm. 53), S. 293.

<sup>69</sup> GW RA III, S. 594.